



REPORTER:INNEN
forum

HUNGER

Eine Suppenküche, die von Bedürftigen überrannt wird. Ein mangelernährtes Kind, das um sein Leben kämpft. Banden, die Essenspakete zu Geld machen. Und internationale Helfer, die nicht helfen können. Wie sich im Gazastreifen eine humanitäre Katastrophe ereignet

Von Amrai Coen, Miguel Helm, Luisa Hommerich, Suha Ma'ayeh, Yassin Musharbash, Samiha Shafy, Laila Sieber, Vanessa Vu, DIE ZEIT, 02.05.2024

An einem Montagmorgen im April warten auf einer Luftwaffenbasis in der jordanischen Wüste acht Frachtflugzeuge auf die Genehmigung zum Abflug. Es ist heiß und laut, die Propeller dröhnen. Je ein Flugzeug haben Ägypten, Deutschland, Großbritannien und die Vereinigten Arabischen Emirate geschickt, die USA gleich drei.

Als erstes wird die grau gestrichene C-130 Hercules der jordanischen Luftwaffe starten. Sie ist beladen mit drei Tonnen Fracht, verteilt auf zwölf Paletten. Darauf stapeln sich Kartons, eingewickelt in Klarsichtfolie, fixiert mit dicken Riemen. Milchpulver für Säuglinge, Hülsenfrüchte, Konserven. Oben auf jeder Palette ist ein olivgrünes Paket mit Lastenfallschirmen festgemacht. Um die Paletten haben die jordanischen Soldaten ein weiß-goldenes Stoffband geschlungen. Die Aufschrift auf dem Band: »Love«.

Fauchend hebt die Maschine ab, schwingt sich über der jordanischen Hauptstadt Amman in die Höhe und schlägt einen Kurs Richtung Westen ein.

Man vergisst manchmal, wie klein der Nahe Osten ist. Schon nach wenigen Minuten ist unten das Tote Meer zu erkennen. Kurz darauf die Stadt Jericho im Westjordanland. Nach einer halben Stunde der Ben-Gurion-Flughafen der israelischen Metropole Tel Aviv. Die C-130 fliegt hinaus übers glitzernde Mittelmeer, beschreibt einen weiten Bogen und nähert sich dem Gazastreifen. Aus dem Cockpit sieht man ein paar Augenblicke lang mehrstöckige weiße Häuser, dicht an dicht. Dazwischen riesige



Brachen, Gebiete, in denen rötlich-braune Erde die Trümmer eingestürzter Gebäude bedeckt.

Es herrscht Krieg in Gaza. Ein Krieg, den die Terrororganisation Hamas mit ihrem brutalen Angriff auf israelische Kibbuzim, Militärbasen und ein Musikfestival am 7. Oktober 2023 ausgelöst hat. Ein Krieg, dessen von der israelischen Regierung erklärte Ziele darin bestehen, die Hamas zu zerschlagen und die in deren Hand verbliebenen Geiseln zu befreien. Ein Krieg, den Israel laut internationalem Recht führen darf. Allerdings geht Israels Armee mit solcher Härte vor, dass selbst enge Verbündete Premierminister Benjamin Netanjahu kritisieren. Vor einigen Wochen stellte US-Präsident Joe Biden erstmals die militärische Unterstützung Israels durch die USA infrage und forderte, das Land müsse mehr für den Schutz der Einwohner des Gazastreifens und der Mitarbeiter von Hilfsorganisationen tun.

Es geht dabei um Angriffe auf zivile Einrichtungen, um unpräzise Bombardements, um Familien, die beim Einsturz der Wohnblocks ums Leben kommen. Es geht aber auch um die mangelhafte Versorgung mit Lebensmitteln und medizinischen Gütern. Nach dem 7. Oktober hatte Israel den Küstenstreifen zunächst vollständig isoliert, obwohl die 2,2 Millionen Bewohnerinnen und Bewohner schon zuvor auf internationale Hilfe angewiesen waren. Inzwischen sind wieder Einfuhren erlaubt. Die Frage ist, was bei den Bedürftigen ankommt.

Vor sechs Wochen, am 18. März, warnten mehrere Organisationen der Vereinten Nationen sowie internationale NGOs, im Norden des Gazastreifens stehe eine Hungersnot unmittelbar bevor. Sie bezogen sich dabei auf eine weltweit anerkannte Methode zur Beurteilung von Krisenlagen, die Integrated Food Security Phase Classification. Demnach kann man von einer Hungersnot sprechen, wenn in einer Region folgende Kriterien zutreffen: Mindestens einem von fünf Haushalten mangelt es »in extremer Weise« an Nahrung, eines von drei Kindern ist akut mangelernährt, und zwei von 10.000 Menschen sterben täglich an den Folgen.

Kurz nach der Warnung schrieb die deutsche Außenministerin Annalena Baerbock auf Instagram: »Über hunderttausend Menschen im Gazastreifen drohen in den nächsten Wochen zu verhungern, wenn nichts passiert.« Ob in Gaza eine Hungersnot



herrsche? Am 10. April antwortete die Direktorin der staatlichen US-amerikanischen Hilfsorganisation USAID auf diese Frage mit »Ja«.

Israelische Repräsentanten bestreiten das. Sie verweisen auf Fotos von Märkten im Gazastreifen, die zeigen, wie an Ständen Tomaten und Gurken feilgeboten werden. Außerdem stehe die Hamas Hilfsgüter. Und für verzögerte Hilfslieferungen seien die Vereinten Nationen verantwortlich.

Die C-130 Hercules der jordanischen Luftwaffe ist jetzt im Anflug auf die Stadt Beit Lahia im Norden des Gazastreifens. Sie sinkt auf 2.200 Fuß, knapp 700 Meter. Dann öffnet sich die Luke am Heck. Der Pilot zählt einen Countdown herunter: »Fünf, vier, drei, zwei, eins«. Die Soldaten lassen die Paletten aus dem Flugzeug gleiten. Für den Bruchteil einer Sekunde fallen sie wie Steine, dann öffnen sich die Fallschirme. Läuft alles nach Plan, landen die Paletten gefahrlos auf einer der Brachen. Es kam allerdings schon vor, dass Menschen, die herbeirannten, um sich Hilfsgüter zu sichern, von ihnen erschlagen wurden.

Der Pilot zieht das Flugzeug nach oben. Die Maschine fliegt wieder weg von Gaza, Richtung Mittelmeer.

Siebenhundert Meter Luftlinie, ein paar Minuten Augenschein: Näher kommen ausländische Reporterinnen und Reporter derzeit nicht an das Krisengebiet heran. Israel und Ägypten riegeln den Gazastreifen für die internationale Presse ab. Berichterstattung ist nicht gewünscht.

Die sozialen Medien allerdings sind voll mit Informationsschnipseln aller Art, deren Wahrheitsgehalt oft schwer einzuschätzen ist. Umso mehr stellt sich die Frage, wie sich die Kämpfe auf die Zivilbevölkerung in Gaza auswirken. Ein Team der ZEIT hat über Wochen telefonisch und per WhatsApp Interviews mit Zeugen und Betroffenen vor Ort geführt. Wir haben, wo es nur ging, die Gesprächspartner auf ihre Glaubwürdigkeit geprüft, haben uns Unterlagen, Bilder und Videos zeigen lassen und zusätzliche Quellen befragt. Ein lokaler Fotograf besuchte im Auftrag der ZEIT Schauplätze und Menschen, die in diesem Dossier eine Rolle spielen.

Fügt man die Erkenntnisse zusammen, so gewinnt man zwar kein rundum detailliertes, aber doch ein deutliches Bild einer humanitären Katastrophe.



Ein paar Matratzen, vollgekritzelte Betonwände, ein Regal: Hier, im Klassenzimmer einer Mädchenschule, ist Familie Najjar untergekommen. Die Schule dient als Flüchtlingsunterkunft, sie liegt in Dschabalija im Gazastreifen, einige Kilometer entfernt von Beit Lahia, der Stadt, über der die jordanische Luftwaffe ihre Hilfsgüter abgeworfen hat.

Der Sohn Adnan, 19 Jahre alt, hat im vergangenen Sommer seinen Schulabschluss gemacht. Jetzt verbringe er seine Tage damit, Essen aufzutreiben: »Morgens um sechs laufe ich los, um etwas von den Hilfslieferungen abzubekommen«, sagt er Anfang April in einem der ersten Interviews der ZEIT mit der Familie. Zwei Stunden seien es bis zu dem Abschnitt der Küste, an dem die meisten Paletten aus den Flugzeugen den Boden erreichen. Manchmal bringe er eine Dose mit Bohnen oder mit Suppe nach Hause, manchmal eine Packung Nudeln. Und manchmal nichts. Einmal seien Lebensmittel aus einer Lkw-Lieferung verteilt worden, da habe die Familie drei Kilo Mehl erhalten. »Es gibt nur sehr wenig Hilfe«, sagt Adnan.

Die Najjars lebten schon vor dem Krieg in Dschabalija. Ihre Wohnung, sagt Ibrahim, der Vater, hätten sie verlassen, als die israelische Bodenoffensive begann. Das Haus gegenüber sei bombardiert worden, das Nachbarhaus ebenfalls. In der Schule fühlten sie sich sicherer. Doch es fehle an allem. »Ich weiß nicht, was wir heute Abend essen«, sagt Nadschwa, die Mutter, vor einigen Wochen.

Man kann im Norden des Gazastreifens, wo Dschabalija liegt, durchaus noch Lebensmittel auf lokalen Märkten kaufen, berichten Bewohner übereinstimmend. Allerdings zu grotesken Preisen. Eine Packung Babymilch kostete vor dem Krieg acht Schekel, umgerechnet 2 Euro. Der Preis Mitte April: 25 Euro. Ein Kilo Karotten: 20 Euro. Eine Packung Nudeln: 25 Euro. Ein Ei: 5 Euro. Die Najjars sagen, sie hätten kein Geld. Ibrahim und Adnan fänden keine Arbeit.

An manchen Abenden, sagt Nadschwa, äßen sie Öl und getrockneten Thymian, ohne Brot. Sie mache sich Sorgen um ihre jüngeren Söhne, Faruk und Omar, acht und sieben Jahre alt: »Die beiden verlieren Gewicht.« Der Vater sagt: »Ich sehe, wie ihre Gesichter sich gelblich verfärben. Sie haben angefangen zu leiden.«



Das Kamal-Adwan-Krankenhaus in Beit Lahia ist eine von sehr wenigen Kliniken, die im Norden noch geöffnet sind. Der Arzt Hussam Abu Safiya ist der Direktor und leitet zudem die pädiatrische Abteilung. Dort, sagt Abu Safiya der ZEIT am 19. April, seien bislang 26 Kinder infolge von Dehydrierung und Mangelernährung gestorben.

Am 22. März wurde das jüngste Kind der Familie Najjar in das Krankenhaus eingeliefert: Naim, fünf Jahre alt. Der Junge sei blass, dehydriert und mangelernährt gewesen, bestätigt das Krankenhaus. Die Familie habe kein Essen für ihn gehabt, nichts zu trinken, keine Milch.

James Smith ist Notfallmediziner, ein Mann von 35 Jahren mit Hornbrille und tätowierten Händen, aufgewachsen im Norden Englands. Schon immer, sagt er, habe er als Arzt dort arbeiten wollen, wo seine Fähigkeiten am meisten gebraucht werden. Drei Tage bevor er mitten in der Nacht in einen weißen Minibus steigen wird, um in den Gazastreifen zu fahren, sitzt er in einer Werkstatthalle am Ufer der Spree in Berlin-Friedrichshain.

Smith hat hier sieben weitere humanitäre Helfer kennengelernt. Zwei Ärztinnen, drei Krankenschwestern und zwei Logistikerinnen, alle in ihren Dreißigern und Vierzigern, aus Australien, Italien, England und Deutschland. Zwei Wochen lang soll er mit ihnen im Süden des Gazastreifens arbeiten, in der Nähe der Stadt Chan Junis.

Die deutsche Hilfsorganisation Cadus hat sie zusammengebracht, seit Februar schickt sie Helfer nach Gaza. In der Werkstatt in Berlin findet ein Vorbereitungsseminar statt. In den letzten Tagen hat Smith Fotos gesehen von dem Ort, an dem er operieren wird: ein weißes Zelt auf einem ehemaligen Fußballfeld. Er hat gehört, dass die meisten Patienten unter 18 und mangelernährt sind und dass viele von ihnen Brandwunden haben.

Der Krieg im Gazastreifen, diesem dicht besiedelten Gebiet, etwa vierzig Kilometer lang und zehn Kilometer breit, läuft in Etappen ab. Nach dem 7. Oktober führte Israels Armee ihn zunächst vor allem aus der Luft. Die Bodenoffensive begann Ende Oktober im Norden und ist noch nicht abgeschlossen. Bis heute sollen sich Tausende Terroristen in Nordgaza verschanzen, manchmal schießen sie Raketen nach



Israel. Die israelische Armee antwortet mit Bomben, so schildern es internationale Helfer. Scharfschützen seien unterwegs, Drohnen surrten im Himmel. Auf den Straßen lägen Leichen.

Fliehen können die im Norden verbliebenen 300.000 Bewohner kaum mehr: Der Weg Richtung Süden ist extrem gefährlich, immer wieder werden Menschen erschossen.

Im Süden, wo Smith eingesetzt werden wird, drängen sich mehr als eine Million Flüchtlinge, viele leben in Zelten. Sie werden etwas besser versorgt als die Menschen im Norden, weil zwei Grenzübergänge, durch die Hilfe tröpfelt, in der Nähe liegen. Allerdings gibt es Pläne für eine Bodenoffensive gegen die Stadt Rafah, wo viele Kämpfer und wichtige Anführer der Hamas vermutet werden, außerdem israelische Geiseln. Ob die Offensive beginnt, war bis Redaktionsschluss am Dienstagabend unklar. Möglich schienen auch eine Waffenruhe und die Freilassung einiger Geiseln. Klar ist: Ein massives Vorrücken der israelischen Armee würde die humanitäre Lage im Süden verschlechtern.

Aus dem Gazastreifen entkommen können Palästinenser nur, wenn sie einen ausländischen Pass haben. Oder wenn sie dringend medizinisch behandelt werden müssen und das Glück haben, für eine Evakuierung ausgewählt zu werden. Oder aber, wenn sie genügend Geld besitzen. Etwa 5.000 Dollar für einen Erwachsenen und 2.500 Dollar für ein Kind kostet es, seinen Namen auf die Evakuierungsliste setzen zu lassen. Es ist ein korruptes Geschäft mit der Not, das eine Agentur namens Hala von Ägypten aus betreibt.

James Smith hat Erfahrung mit humanitärer Hilfe. Für Ärzte ohne Grenzen reiste er mehrmals in Krisenregionen Afrikas, und auch in Gaza war er schon einmal, im Dezember 2023 in einer Klinik. Es sei sein gefährlichster Einsatz gewesen, sagt er. Detonationen, die ganze Zeit. Er habe sich auf den Boden geschmissen, um sich vor einer Explosion zu schützen, nachts im Bett habe er die Raketeneinschläge gezählt. Nach zwei Wochen war der Einsatz vorbei, er flog zurück nach London – und beschloss, wiederzukommen.



In Kriegsgebieten gilt normalerweise: Entferne dich von der Front, und irgendwann wirst du in Sicherheit sein. Aber in Gaza sei die Front überall, sagt Smith. Es sei naiv, zu glauben, man werde verschont, weil man Helfer ist.

Etwa 200 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter internationaler Hilfsorganisationen wurden bislang in diesem Krieg getötet. Fahrer, Sanitäter, Wachpersonal.

In Berlin werden James Smith gerade die Augen verbunden, um den Ernstfall zu üben. Smith wird vor der Halle in einen Van gesetzt, neben die sieben anderen. Der Van wird abgeschlossen, draußen knallt ein Silvesterböller, drinnen geht eine Nebelmaschine an, Smith muss sich befreien, er klettert aus dem Wagenfenster. Kurz darauf die nächste Simulation: Menschen liegen auf dem Boden, sie bluten, winden sich, schreien um Hilfe; es sind Komparsen, das Blut ist bloß Farbe, die Schreie sind gespielt. Aber so könnte es im Gazastreifen sein. Eine Bombenexplosion, Verletzte, - Chaos. Smith gibt Anweisungen, bindet Arme ab, trägt Verletzte. »War okay«, sagt er hinterher. »Aber eigentlich kann man sich auf so einen Einsatz nicht vorbereiten.«

Reis mit Gemüsebrühe, Okraschoten in Tomatensoße, Linsen oder Bohnen, manchmal sogar ein Gericht mit Fleisch: »Kochen ist seit Langem mein Hobby«, sagt Mahmud Almadhoun, Chefkoch einer Suppenküche, der Gaza Soup Kitchen. »Zu Hause war ich immer der, der in der Küche stand.« Er ist Anfang dreißig und betrieb vor dem Krieg in Beit Lahia einen Handyladen. Seit drei Monaten allerdings kocht er nicht mehr für Freunde und Verwandte, sondern für bis zu 3.000 Menschen.

Dass in Nordgaza viele Hunger leiden, dafür spricht der Andrang, den die lokale Hilfsinitiative erlebt. Zwischen 250 und 500 Familien bekommen jeden Tag bei der Suppenküche eine Mahlzeit – so viele, wie Mahmud Almadhoun versorgen kann. Zahlen müssen sie dafür nicht. »Gestern standen schon um fünf Uhr morgens Menschen an«, berichtet er Mitte April in einer WhatsApp-Nachricht.

Die ZEIT steht seit Mitte März mit ihm in Kontakt. In der Zwischenzeit hat die Suppenküche eine Filiale in Rafah im Süden eröffnet; dort kocht seine Schwester. In Beit Lahia im Norden hat Mahmud Almadhoun 18 Mitstreiter, auch Verwandte sind dabei. Sie waschen und schnippeln Gemüse, helfen beim Kochen und Verteilen. Weil es kein Gas gibt, stellen sie die riesigen Töpfe auf Holzfeuer. Sauberes Wasser



aufzutreiben sei ein Problem, sagt Mahmud Almadhoun. Noch schwieriger sei es, Zutaten zu beschaffen: »Es ist gefährlich, wenn ich Gemüse besorge.«

Was er meint, zeigt ein Video: Man sieht einen Esel, der einen Wagen über eine staubige Straße zieht, im Hintergrund Trümmer und Häusergerippe.

Mit dem Fuhrwerk ist Mahmud Almadhoun oft an den äußersten nördlichen Rand des Gazastreifens gefahren, fast bis an die Grenze zu Israel. Das Gemüse ist dort etwas günstiger, weil in diesem Gebiet die meisten Landwirtschaftsbetriebe liegen. Er kauft, was er kriegen kann, Karotten, Kartoffeln, Auberginen. Manchmal kommt er auf verlassenem oder zerbombten Feldern an Gemüse. Mehrmals sei er auf seinen Touren beschossen worden, sagt er.

Mahmud Almadhouns wichtigster Mitstreiter sitzt über 9.000 Kilometer vom Gazastreifen entfernt in einer öffentlichen Bibliothek im US-Bundesstaat Virginia – sein Bruder Hani. Hier könne er Ruhe finden, sagt Hani Almadhoun, vor allem an Tagen, an denen er nicht wisse, wohin mit sich, wohin mit seiner Trauer.

Hani Almadhoun ist 42 Jahre alt und im Gazastreifen aufgewachsen. Im Jahr 2000 erhielt er ein Stipendium für ein Studium in den USA. Fast jedes Jahr besucht er mit Frau und Töchtern seine alte Heimat. Als er im Winter hörte, dass Menschen in Gaza begonnen hätten, Tierfutter und Gras zu essen, hatte er eine Idee, sagt er. Der Handyladen seines Bruders war zerstört worden, Mahmud war arbeitslos. Hani rief ihn an und schlug ihm vor, eine Suppenküche zu eröffnen. Er werde Geld schicken – Mahmud solle damit Essen kaufen und es an Hungernde verteilen.

Hani Almadhoun kennt sich aus mit humanitärer Hilfe, seit Jahren arbeitet er im US-Büro von UNRWA, dem Hilfswerk der Vereinten Nationen für palästinensische Flüchtlinge. Die israelische Regierung wirft UNRWA vor, von Unterstützern und Mitgliedern der Hamas unterwandert zu sein. Eine Untersuchung der Vereinten Nationen dazu läuft noch. Vor Kurzem kündigte die Bundesregierung an, ihre zwischenzeitlich ausgesetzten Finanzhilfen für das Hilfswerk trotzdem wieder aufzunehmen. Unabhängige Experten waren zu dem Ergebnis gekommen, UNRWA sei in jedem Fall unverzichtbar.



Die Suppenküche hat Hani Almadhoun als Privatperson gegründet. Seitdem hat er den Generalsekretär der Vereinten Nationen getroffen und wurde ins Weiße Haus eingeladen. »Immer häufiger frage ich mich: Wofür das alles? Ich rede und rede und sammle Spenden und noch mehr Spenden – und es ändert sich gar nichts«, sagt er.

Er meint die große Politik, den Kriegsverlauf. Als er am 7. Oktober sah, was die Hamas in Israel angerichtet hatte, »den Horror und die Grausamkeiten«, da habe er gleich daran denken müssen, dass die Antwort Israels ein krasses Ausmaß haben werde. »Aber was seitdem passiert ist, hätte ich mir niemals vorstellen können.« Einmal spricht er von »Genozid«, nimmt den Begriff aber sofort wieder zurück: So wolle er das Geschehen in Gaza nicht nennen, man habe ihm davon abgeraten. Er und seine Familie seien keine Sympathisanten der Hamas, betont Hani Almadhoun in der Bibliothek in Virginia. Nie gewesen. Seine Eltern seien spirituelle Menschen gewesen, sie hätten gebetet, aber einen Zwang, religiös zu sein, habe es bei ihnen zu Hause nicht gegeben.

Mittlerweile hat er mehr als 950.000 Dollar eingesammelt – Geld, das er per PayPal in eine Wechselstube im Gazastreifen schickt, damit sein Bruder Mahmud dort Lebensmittel einkaufen kann.

Der wiederum hat wegen seiner Aufgabe einen außergewöhnlich guten Überblick über die Versorgungslage im Norden des Gazastreifens. Er beschreibt sie als absolut chaotisch. Wenn es heiße, ein Lkw mit Hilfsgütern sei auf dem Weg, »dann riskieren die Leute, die davon hören, ihr Leben, um den Lkw zu stoppen«. Die öffentliche Ordnung sei zusammengebrochen.

Eine systematische Verteilung der Güter findet offenbar kaum statt. In einem Gespräch vor einigen Tagen berichtet Mahmud Almadhoun, dass Nothilfen nur die wenigsten Menschen direkt erreichen. Auch zu Orten wie seiner Suppenküche könne nicht jeder ohne Gefahr gelangen. Die allermeisten seien auf jene angewiesen, die sich Lebensmittel aus Lieferungen gesichert hätten und sie weiterverkauften. Auch weitere Bewohner des Nordens bestätigen, dass Hilfsgüter auf Märkten gehandelt werden.

Das ist nicht ungewöhnlich und aus anderen Krisenregionen bekannt: Wer einen 20-Kilo-Sack Mehl hat, wird etwas davon verkaufen, um mit dem Erlös vielleicht Eier, Öl oder Gemüse zu beschaffen. Aber Mahmud Almadhoun spricht auch von kriminellen



Strukturen. Von Kriegsprofiteuren, dubiosen Großhändlern. Und von der früheren Regierung, sprich: der Hamas, die eine »Diebesbande« sei. Kürzlich sei eine Hilfslieferung angekommen. Hamas-Männer hätten auf Menschen geschossen und die Lieferung an sich genommen, in ein Lager gebracht und von dort aus verkauft. »Ich habe das selbst gesehen«, beteuert er.

Weitere Interviews, die die ZEIT führen konnte, deuten darauf hin, dass die Hamas im Norden zwar nicht mehr offen auftritt. Aber es erscheint durchaus denkbar, dass sie aus der Not Kapital schlägt. Unklar bleibt, ob es darum geht, Geld für die Organisation zu beschaffen oder die eigene Machtposition zu sichern. Oder ob frühere Hamas-Kader sich schlicht als Mafia betätigen.

In der Mädchenschule, in der Familie Najjar untergekommen ist, erinnert sich der 19-jährige Adnan daran, dass sein jüngster Bruder Ausflüge ans Meer gemocht habe. Die Mutter Nadschwa sagt, Naim habe gern Einkaufen gespielt. Die Familie hat der ZEIT einige Videos zur Verfügung gestellt. Auf einem sieht man den Jungen in einem roten Spielzeugauto sitzen, er steuert, winkt, spricht, staunt, alles gleichzeitig.

Das vorletzte Video, das es von Naim gibt, zeigt ihn im März 2024. Er liegt in einem Bett, in der Nase einen Schlauch. Seine Augen blicken ins Nirgendwo, er atmet stoßartig.

Wenn ein Mensch hungert, sagt Michael Krawinkel, Kinderarzt und emeritierter Professor für Ernährung des Menschen an der Universität Gießen, werden zunächst die Zuckerreserven in Muskulatur und Leber angezapft. »Dann beginnen die Abbauprozesse, und der Organismus verändert sich. Als Erstes werden Fettreserven verbraucht. Im Fettgewebe ist viel Wasser gespeichert. Verschwindet es, kann schon eine einfache Durchfallepisode lebensbedrohlich werden, weil der Flüssigkeitsverlust nicht kompensiert werden kann.« Als Nächstes würden Muskeln abgebaut, die Organe fangen an zu schrumpfen. Dann: Herzinsuffizienz. Funktionsstörungen der Leber. »Bei fortschreitender Dehydrierung funktioniert der Blutkreislauf nicht mehr, das Herz schlägt sehr schnell, und weil es ohnehin geschwächt ist, führt das häufig zum Tod.«

Kinder, sagt Krawinkel, seien besonders gefährdet.

Noch gefährdeter sind Kinder mit Vorerkrankungen. So wie Naim.



Als Naim drei Jahre alt war, stürzte er auf einer Treppe. Es ist nicht leicht, seine Krankengeschichte präzise zu rekonstruieren. Die Eltern haben wegen der Kriegswirren kaum Unterlagen, und sie kennen sich mit medizinischen Dingen nicht aus. Nach dem Sturz habe er nicht mehr gehen können, berichten sie. Er habe schlechter gehört, habe nicht mehr sprechen können, aber rufen und schreien. Er bekam Medikamente gegen Epilepsie.

Es scheint klar, dass der Sturz Naims Gehirn geschädigt hat: Er war beeinträchtigt. Doch er war nicht todkrank. Die Eltern erzählen, sein Gesundheitsproblem sei für sie keine allzu große Herausforderung gewesen, sondern »beherrschbar«.

Dann begann der Krieg. Naim wurde von einem Schrapnell am Bein verwundet. Eine leichte Verletzung nur, sagt der Vater. Dennoch habe Naims Zustand sich verschlechtert. »Es gab kein Essen zu der Zeit, kein Trinken«, erinnert sich Ibrahim Najjar, »wir sammelten Gras, kochten es und gaben es unseren Kindern. Es zerriss mir das Herz, dass ich nicht mehr tun konnte.« Naim wurde schwächer. Sie brachten ihn in die Klinik.

Wissam Sakani ist der Sprecher des Kamal-Adwan-Krankenhauses und mit Naims Krankenakte vertraut. »Er hatte eine chronische Erkrankung, Epilepsie, er litt an Krämpfen, er hatte eine Lungenentzündung«, sagt Sakani. Die ZEIT konnte zu Naims Fall einen Arztbrief aus der Klinik einsehen: Darin ist die Rede von einem fünf Jahre alten männlichen Kind, »eingeliefert mit tonisch-klonischen Krämpfen«.

Mehrere Ärzte hätten das dehydrierte Kind behandelt, berichtet der Sprecher. Am 28. März habe Naim plötzlich aufgehört zu atmen. Auf der Intensivstation seien ihm Nährlösungen verabreicht worden, man habe Adrenalin gegeben, eine Wiederbelebung versucht.

Naim starb um 10.46 Uhr »infolge von Mangelernährung«. So steht es in dem Arztbrief.

Das letzte Video, das es von Naim gibt, zeigt die Waschung seiner Leiche. Der Körper des Fünfjährigen ist abgemagert, sein Bauch aufgebläht. Zuletzt, so der



Krankenhaus-Sprecher, habe er noch acht Kilo gewogen. »Hätte es Essen und Trinken gegeben, wäre er vielleicht nicht gestorben.«

Angaben palästinensischer Mediziner im Gazastreifen werden im Westen oft misstrauisch aufgenommen. Viele sind beim palästinensischen Gesundheitsministerium angestellt, das in Gaza von der Hamas dominiert wurde. Auch im Kamal-Adwan-Krankenhaus arbeiteten wohl Ärzte, die zur Hamas gehörten; der frühere Direktor sagte dies im Dezember 2023 in einem Verhör durch das israelische Militär aus.

Aber es sind nicht nur palästinensische Mediziner, die von akutem Hunger und Todesfällen infolge von Mangelernährung berichten. Die ZEIT hat weitere Zeugen gesprochen.

Der Berliner Patrick Münz hat für die Hilfsorganisation Cadus, die auch den Engländer James Smith ins Kriegsgebiet schickt, von Anfang März bis Mitte April Schwerkranke aus dem Norden des Gazastreifens evakuiert. An das Kamal-Adwan-Krankenhaus erinnert er sich als hellgrauen Block in einer Wüste der Zerstörung. Die Kinderstation sei voller unterernährter Patienten gewesen. Fünf oder sechs »lebensbedrohlich unterernährte Kinder« habe er, gemeinsam mit Ärzten, evakuieren können. Was aus ihnen wurde, wisse er nicht.

Samer Attar ist US-Amerikaner, orthopädischer Chirurg und Professor an der Northwestern University in Chicago. Er war bis zum 8. April in Nordgaza. »Schon an meinem ersten Tag im Kamal-Adwan-Krankenhaus habe ich zwei unterernährte Kinder gesehen, die nur noch Haut und Knochen waren«, sagt er. Zwei Menschen seien in seiner Gegenwart an Mangelernährung verstorben: »Ich erinnere mich, dass wir in der Notaufnahme eine Mutter behandelten. Sie war 32 Jahre alt. Sie verhungerte vor den Augen ihres Sohnes und ihrer Eltern. Sie tat ihren letzten Atemzug, und wir konnten nichts tun, außer ihr beim Sterben zuzusehen, weil sie so unterernährt und dehydriert war.«

Dann sei da noch eine Frau Anfang 20 gewesen, die zur gleichen Zeit eingeliefert wurde, mit der gleichen Vorgeschichte. »Alles, was wir tun konnten, war, ihr Flüssigkeit zu geben. Aber wir wussten, dass sie irgendwann zusammenbrechen würde. Und dann hat es sie erwischt. Das heißt, ihr Herz hat aufgehört zu schlagen.«



Wie viele Menschen im Gazastreifen an Hunger gestorben sind, weiß niemand. Der ZEIT liegt eine Liste des Kamal-Adwan-Krankenhauses mit den Namen von 26 Kindern vor, die zwischen Anfang Januar und Anfang April infolge von Mangelernährung verstorben seien. Bis Redaktionsschluss konnten wir sechs Familien erreichen. Sie bestätigten die Angaben.

In der ägyptischen Hafenstadt Port Said, am nördlichen Ende des Sueskanals gelegen, stapeln sich in Lagerhallen Hilfsgüter, die nach Gaza gebracht werden sollen. Sarah al-Ameri öffnet die Tür zu einer der Hallen. Sie arbeitet beim World Food Programme (WFP), dem Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen. Das einzige Produkt derzeit in dieser Halle: kalorienreiches Erdnusspulver für Kinder ab sechs Monaten. Eine Portion hat 270 Kalorien.

In einigen Stunden erwartet Al-Ameri zehn Lkw. Weizenmehl, Bohnen, Linsen, Kichererbsen. Hunderte Tonnen Ware würden hier an einem normalen Tag allein für das WFP entladen, sagt Al-Ameri. Mehr als 4.000 Lastwagen seien im Einsatz.

Genug Nahrung ist also da, eigentlich. Sarah Al-Ameri kann erklären, weshalb es so schwierig ist, sie nach Gaza zu bringen.

Im besten Fall, sagt sie, brauche ein Transport fünf Tage, um von Port Said aus den Gazastreifen zu erreichen. Aber ideal seien die Bedingungen selten, weshalb es oft mehrere Wochen dauere. Das liege zum einen an der schieren Anzahl der Beteiligten. Nicht nur das WFP schickt Hilfslieferungen auf den Weg, viele andere internationale Hilfsorganisationen tun es auch. Das WFP sammelt die Informationen über alle geplanten Transporte und übermittelt sie an den Ägyptischen Roten Halbmond, der sich mit den staatlichen ägyptischen Behörden abspricht. Diese wiederum teilen die Daten dann mit einer Behörde in Israel.

Geben die Israelis grünes Licht, fahren Konvois von 20 bis 30 Lkw über die Sinai-Halbinsel, bis zu einem der beiden Grenzübergänge, die in den Süden des Gazastreifens führen: Kerem Schalom in Israel und Rafah in Ägypten. Die meisten müssen nach Kerem Schalom. Dort, sagt Jean-Luc Tonglet, ein Mitarbeiter der Vereinten Nationen, der die Hilfe koordiniert, werde es richtig kompliziert. Die



Hilfspakete müssen ausgeladen werden. Eine Vorgabe der Israelis. Beamte durchleuchten sie, suchen nach Waffen und verdächtigen Gegenständen.

Dann müssen die Pakete auf neue Lkw geladen werden. Die fahren in den Grenzbereich. Zeit vergeht. Noch ein weiteres Mal wird umgeladen, diesmal auf palästinensische Lastwagen – und erst danach können die Lieferungen in den Gazastreifen gebracht werden. Je nachdem, ob und wie lange der Grenzübergang geöffnet ist, dauert dieses Prozedere mal kürzer, mal länger.

Das Kinderhilfswerk Unicef schreibt der ZEIT, immer wieder würden Güter von den Israelis nicht durchgelassen, ohne Begründung. Beispielsweise kleine Scheren zum Durchtrennen von Nabelschnüren Neugeborener, aber auch tragbare Toiletten und Wasserfilter. Sobald ein Gegenstand entfernt worden sei, müsse die gesamte Inspektion von vorn beginnen. Laut WFP mangelt es auch an Fahrern für die Lkw. Sie müssen von den israelischen Behörden vorab geprüft und zugelassen werden.

Anfang April beschoss die israelische Armee den Konvoi einer US-amerikanischen Hilfsorganisation, sieben Mitarbeiter wurden getötet. Einige Tage später informierte Israel die Hilfswerke der Vereinten Nationen: Sie könnten nun mehr Lastwagen einsetzen. Die Abwicklung sollte beschleunigt, mehr Hilfe zugelassen werden. Ein Ergebnis des internationalen Drucks auf Israel.

»Drei Tage lang versuchten wir deshalb, zwischen 300 und 350 Lastwagen nach Kerem Schalom zu bringen«, berichtet Jean-Luc Tonglet. »Aber dann war uns klar, dass wir sie nicht über die Grenze kriegen würden.« Das komplizierte System war dasselbe geblieben, immer noch mussten die Lieferungen mehrmals umgeladen werden. Die Konvois stauten sich vor Kerem Schalom. Außerdem fehlte es an palästinensischen Lastwagen, die die Ware annehmen konnten – sie steckten innerhalb Gazas an Checkpoints der israelischen Armee fest.

»Wir reduzierten die Zahl auf 220 Lastwagen«, sagt Tonglet. Aber auch das war unrealistisch. »Nun sind wir wieder bei etwa 150 pro Tag.«

Und wenn das Wenige dann endlich auf der anderen Seite der Grenze ist? Laut Tonglets Kollegin Olga Cherevko, derzeit für die Vereinten Nationen im Gazastreifen, erreicht wiederum nur ein Teil davon seinen endgültigen Bestimmungsort. Oft würden



Transporte innerhalb des Gazastreifens von der israelischen Armee nicht genehmigt.

»Noch öfter werden sie so lange behindert, dass wir sie abbrechen müssen.«

Am Vortag zum Beispiel, berichtet sie Ende April, da hätten sie versucht, in den Norden zu gelangen. »Wir hatten geplant, um sieben Uhr loszufahren. Aber wir starteten erst um zwölf.« Der Checkpoint an der Trennlinie, mit der Israel den Gazastreifen in einen Süd- und einen Nordteil zerschnitten hat, sei nicht geöffnet gewesen. »Und dann mussten wir umkehren.« Andernfalls wäre der Checkpoint auf dem Rückweg schon wieder geschlossen gewesen, sagt Olga Cherevko – und der Konvoi im Norden stecken geblieben. Fast 40 Prozent ihrer Transporte in Gaza seien auf diese Weise erschwert oder gar nicht erst genehmigt worden. Hinzu komme der Beschuss der Konvois, kämen die Angriffe auf Einrichtungen der Vereinten Nationen.

Der Außenbeauftragte der Europäischen Union, Josep Borrell, wirft Israel vor, gegen die Genfer Konvention zu verstoßen, die das Aushungern von Zivilpersonen verbietet. »Aushungern wird als Kriegswaffe benutzt, Israel provoziert eine Hungersnot«, sagte er bereits am 18. März. Der israelische Außenminister wies den Vorwurf kategorisch zurück: Israel lasse humanitäre Hilfe zu. Das stimmt. Es kommt nur trotzdem nicht genügend Hilfe an.

Fragen der ZEIT nach den Gründen für die vielen Hürden ließ die zuständige israelische Behörde unbeantwortet.

Zwei Tage nach seinem Vorbereitungsseminar in Berlin sitzt der Notfallmediziner James Smith am Pool eines Hotels in Kairo. Er sieht müde aus. Am Abend zuvor ist das Team in Ägypten gelandet. Smith hat noch eingekauft, Kleidung für die Tochter einer Kollegin in Gaza und Diabetes-Medikamente für die Cousine einer Freundin.

Keine 24 Stunden mehr, bis es losgeht. An diesem Vormittag werden ihnen Vertreter der Vereinten Nationen bei einem Online-Briefing erklären, wie die Fahrt von Kairo nach Rafah und dann über die Grenze in den Gazastreifen verlaufen soll. Am Nachmittag ist eine Besprechung im Büro der Weltgesundheitsorganisation angesetzt. Gegen drei Uhr morgens werden Smith und seine Mitstreiter ihren weißen Minibus beladen, 25 Boxen mit medizinischem Material, kalorienreichen Nahrungsmitteln und Wasserfiltern. Und dann aufbrechen.



James Smith hat Angst, wie die anderen im Team auch. »Ich weiß nicht, warum mich die Angst nicht stoppt«, sagt er und blickt auf den Hotelpool, der in der Sonne glitzert. »Ich fühle eine starke Motivation als Arzt und als jemand, dem Palästina am Herzen liegt. Aber es ist nicht so, dass ich sterben will.«

Als die acht Helfer sich am Abend wieder versammeln, ist die Anspannung greifbar. Niemand lächelt mehr. Sie setzen sich in einem Kreis auf den Rasen neben dem Pool, um sich zu beraten. Es ist ein Problemgespräch, bei dem keine Zuhörer von außen erwünscht sind.

In der Nacht, als der Minibus schon abfahrbereit vor dem Hotel steht, wird sich eine italienische Krankenschwester in letzter Minute entscheiden, nicht einzusteigen. Nicht nach Gaza zu fahren. Sie habe ein schlechtes Bauchgefühl.

Mitte vergangener Woche erklärte der amerikanische Diplomat David Satterfield, »nach Monaten der Trägheit« habe die israelische Regierung Schritte zur Verbesserung der humanitären Lage in Gaza eingeleitet. Satterfield war von seiner Regierung beauftragt worden, Hilfslieferungen zu beschleunigen. In diesen Tagen scheidet er aus dem Amt. Zuvor hatte er mit dafür gesorgt, dass die USA mit dem Bau eines Piers an der Küste des Gazastreifens begonnen haben, damit auf dem Seeweg Transporte in den Norden gelangen. Schiffe können viel größere Mengen heranschaffen als Flugzeuge. Außerdem sollen nun auch über die nördliche Grenze Hilfsgüter auf dem Landweg in den Gazastreifen gebracht werden.

Wird es den Menschen in Gaza demnächst besser gehen?

Selbst wenn von heute auf morgen keine Lastwagen mehr an Grenzen und Checkpoints aufgehalten würden, wenn ständig Essenspakete aus Flugzeugen fielen, Transportschiffe anlegten, ein Waffenstillstand käme oder die Hamas aufgäbe – das Leid wäre noch nicht vorbei. Jedenfalls nicht sofort. Hungern hat Folgen: Man ist schlimmstenfalls gar nicht mehr in der Lage, wieder Nahrung aufzunehmen. Der Körper ist zu geschwächt. Wer lange gehungert hat, insbesondere als Kind, wird womöglich ein Leben lang gezeichnet sein.



Im Norden des Gazastreifens haben mittlerweile mehrere Bäckereien wiedereröffnet, mithilfe des Welternährungsprogramms. Zehntausende Portionen Fladenbrot täglich sollen sie backen.

Mahmud Almadhoun, der Chefkoch der Gaza Soup Kitchen, bleibt skeptisch. Ja, es kämen jetzt mehr Hilfsgüter im Norden an. Aber: »Vor 20 oder 25 Tagen hatten die Leute Geld, und es gab nichts zu kaufen. Jetzt ist es umgekehrt.« Es seien Waren da, die Preise sanken sogar, ein großer Sack Mehl zum Beispiel koste nur noch umgerechnet 14 Euro und nicht mehr 1.000. Nur hätten die meisten alle ihre Ersparnisse aufgebraucht. Der Andrang bei der Suppenküche gehe nicht zurück, sagt Mahmud Almadhoun. Er steige.

Aus dem Süden meldet sich der Notfallmediziner James Smith. »Seit zwei Tagen behandle ich Patienten, das fühlt sich gut an und lohnt sich. Die Leute hier erleben Unmenschliches.« Sein Team, erfährt die ZEIT, bereitet sich auf die mögliche israelische Offensive gegen Rafah vor.

»Nichts ist einfacher geworden bei unserer Arbeit«, schreibt Unicef der ZEIT vergangene Woche aus Gaza.

Auch ein Gefäßchirurg aus dem Emsland und ein Berliner Kinderkardiologe, die eine Woche lang auf einer Hilfsmission im Norden waren und sich von einem Checkpoint im Gazastreifen melden, geben keine Entwarnung: Im Kamal-Adwan-Krankenhaus seien derzeit sieben Kinder wegen Mangelernährung in Behandlung. Es gebe viele schwere Verletzungen durch Bomben und Schüsse, und einige Patienten müssten wochenlang mit verfaulenden Extremitäten auf Amputationen warten. Hepatitis A sei mittlerweile endemisch.

Ibrahim Najjar, Vater des fünfjährigen Naim, der im Kamal-Adwan-Krankenhaus starb, sagt: »Die Dinge haben angefangen, sich zu verbessern. Man kann nun eine Mahlzeit pro Tag bekommen. Sie haben Konserven in die Unterkünfte gebracht. Wir bekommen zwei Dosen Linsen für die ganze Familie. Wir fühlen uns nicht satt, aber es ist besser als nichts.«